

Soll man ein neues Konzil anstreben?

Dietmar Mieth / Christoph Theobald

Diese Frage wird zur Zeit öfters gestellt: wohl auch, weil das Bewußtsein in der Kirche wächst, daß eine Reihe der in diesem Heft aufgeworfenen Probleme eine offene Aufarbeitung erfordert, die die Möglichkeiten einzelner - und seien es der Nachfolger Petri bzw. seine Berater - bei weitem übersteigt. Man besinnt sich dann auf die alterprobten synodalen Strukturen der Kirche, die ja seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil auf allen Ebenen wiederbelebt wurden und im letzten Drittel der Jahrtausendwende in eine Reihe kontinentaler Synoden mündeten, deren Krönung ein Drittes Vatikanisches Konzil sein könnte. Wenn auch dabei die Gefahr besteht, Kirche und Evangelium mit großen Massenszenierungen oder einer komplizierten, rechtlich geregelten und bürokratisch verwalteten Problemlösungsinstanz zu verwechseln, so kann man doch die Option für ein neues Konzil nicht außer acht lassen.

1. Man müßte zunächst einmal versuchen, die *Zeitenwende*, in der wir stehen, theologisch zu deuten, zumal ein „außerordentliches“ Ereignis wie ein Konzil immer Antwort auf einen besonderen, allseits erfahrenen *Kairos* des Kommens Gottes in seine Welt war und bleiben sollte.

Nun machen die vier abschließenden Artikel dieses Heftes deutlich, in welchem Maße sich die kulturelle und geistige Lage der Menschheit seit dem Vatikanum verändert hat, was wohl auch heißt, daß wir uns heute kaum noch ausschließlich vom Rezeptionsprozeß des letzten Konzils her verstehen können, ob dieser nun erfolgreich beendet ist oder kontrovers bleibt. Wo liegt dann aber, im Sinne der in dieser Nummer aufgeworfenen Fragen, das eigentlich Neue unserer Situation? Die „Globalisierung“ und die ihr entsprechenden, mehr oder weniger konfliktreichen, interkulturellen und interkontinentalen Begegnungen in und außerhalb der Kirche verlangen nach einer globalen - „ökumenischen“ - Neuinterpretation des Evangeliums. Diese hermeneutische Aufgabe, die sich dem christlichen Bewußtsein so noch nie gestellt hat, betrifft alle menschlichen Lebensbereiche, bis hin zu den an die tiefsten Lebensquellen rührenden Beziehungen zwischen Frau und Mann. Gewiß kann dieser Vorgang eines globalen „aggiornamento“ in kritischer Rezeption der „Zeichen der Zeit“ auf Traditionen zurückgreifen. Aber der „Auszug“ des Christentums aus seiner mediterranen Heimat (vgl. den Artikel von Collet) betrifft auch seinen normativen Bestand oder das, was allgemein dafür gehalten wird. Damit ist aber die Frage der Wahrheit und, untrennbar damit

verbunden, die nach der kommunikativen Wahrheitsfindung aufgeworfen. Sie ist heute nur dann theologisch richtig gestellt, wenn deutlich wird, daß die göttliche Offenbarung *in der Geschichte* ganz und gar an unsere schöpferischen, risikoreichen Rezeptionsprozesse ausgeliefert ist und deshalb in ihrer pluralen Verfaßtheit (vier Evangelien, Pluralität von Partikularkirchen, usw.) nur jeweils in von Glaubenserfahrung getragenen Begegnungen und auf dem Weg gemeinschaftlicher Wahrheitsfindung gegenwärtig bleiben kann. Dies gilt gerade, weil sie uns selbst ihr Bleiben in der Geschichte bis ans Ende verspricht und auch hierbei dem einzelnen Berufenen (zum Beispiel dem Glauben des Petrus) eine, niemals in Mehrheitsentscheidungen auflösbare prophetische Position gibt.

2. Der problematische Charakter dieses Anspruchs unter dem Druck unseres kulturellen und religiösen Pluralismus sowie der damit verbundenen immensen Aufgabe tritt seit dem letzten Konzil immer mehr ins Glaubensbewußtsein, auch wenn sich große theologische und strukturelle Widerstände regen. Vielleicht sollte man sich in dieser „Übergangs“-situation darauf besinnen, daß Johannes XXIII. darauf verzichtete, für seine Konzilsvorstellung direkt an traditionelle Modelle anzuknüpfen. Wenn er immer wieder und bis zuletzt auf die Pfingstvision verweist und auch die Konzilsidee des Lukas in diesem Sinne deutet, dann wohl, um die geistliche Offenheit und Unberechenbarkeit der von ihm geschaffenen Situation zu betonen und durch sein Schweigen eine möglichst freie Debatte zu ermöglichen. So bleibt die erste Konzilsperiode, die keinen einzigen Text verabschiedete, ein Paradigma freier Wahrheitssuche und konziliarer Umkehr (Alberigo).

Eine Reihe der im mittleren Teil dieser Nummer verteilten Artikel (Moraltheologie, Kirchenreform, usw.) macht deutlich, daß es nicht nur um die Aufarbeitung inhaltlicher Probleme geht, sondern auch um die *Form* des Miteinander-Umgehens und der gemeinsamen Wahrheitssuche. Allgemein wächst das Bewußtsein, daß die Suche nach Antworten und Lösungen in unseren fundamentalen Lebensbereichen zwar des rationalen Diskurses bedarf, aber auch auf vielfältige Erfahrungen zurückgreifen muß. In diesem Sinne müßte sich Kirche, wie das kürzlich von einzelnen französischen Bischöfen formuliert wurde, als Laboratorium, Werkstatt oder Experimentierfeld verstehen, wo alle das Wort haben, humane Umgangsformen gepflegt werden und vor allem jedem, jeder Gruppe und jeder Partikularkirche seine/ihre Zeit, voranzugehen oder umzukehren gelassen wird. Dies dürfte wohl mit dem Begriff einer allgemeinen kirchlichen Konziliarität gemeint sein. Das Zweite Vatikanische Konzil hat zum ersten Mal in der Geschichte allen Gläubigen die vier Evangelien in der ihnen eigenen *Form* zur liturgischen Lesung vorgelegt. Werden die hier dargestellten Formen der Begegnung unsere geschichtlich gewachsenen, vergangenen Kulturformen entsprechenden und oftmals juristisch verhärteten kirchlichen und gesellschaftlichen Strukturen in Bewegung bringen können?

3. Die entscheidende offene Frage besteht somit letztlich darin, wie sich die Evangelien geschichtlich als wirksames Gotteswort erweisen können und nicht nur, wie oftmals in der Tradition, privater Devotion oder dem Vollkommenheits-

ideal einzelner kirchlicher Ordensgemeinschaften oder Gruppen überlassen bleiben. Die theologischen Artikel im vorderen Teil der Nummer sind alle von dieser Sorge beherrscht. Hat das zwanzigste Jahrhundert nicht zu einer unglaublichen Revolution im Gottesbild geführt? Während das europäische Bewußtsein seit dem Vierten Laterankonzil (1215) von der „immer noch größeren Unähnlichkeit Gottes“ umhergetrieben wird, fragen wir heute nach der „je größeren Menschlichkeit Gottes“ und seiner Art und Weise, selbst mit unserer Unmenschlichkeit umzugehen. Damit ist aber nicht nur die Glaubwürdigkeit Gottes, sondern auch die aller seiner Zeugen bis in ihre Fundamente berührt. Sind ihre lebens- und Umgangsformen, wie auch die institutionellen Formen ihres kirchlichen Zusammenseins eine geschichtliche Verwirklichung der von ihnen verkündeten Menschlichkeit Gottes und Verweis auf seine „je größere Humanität“? Gewiß, der Ton macht die Musik, und es ist wesentlich, daß in dieser Frage die unduldsame Geduld des Evangeliums mitgehört wird.

Soll man mit einem neuen Konzil rechnen? Eine Kirchenversammlung, die sich auf die Fortschreibung einer Reihe von Kompromissen beschränkte, ist zwar immer möglich und vielleicht auch notwendig. Nur wenn sie sich der Radikalität der soeben gestellten Frage stellte, würde sie allerdings ihrer ökumenischen Berufung gerecht. Die Frage ist, ob dafür der *Kairos* gekommen ist und ob wir ihn erfassen.

*Soll man ein
neues Konzil
anstreben?*